

Der Vater

Als der große Krieg in sein letztes Jahr zu gehen begann, kehrte der Freiherr Ägidius, siebzigjährig, von dem Kommando eines Gefangenenlagers in sein leeres Gutshaus zurück, aus dem zu Beginn des Krieges seine Frau in einem schmalen Sarg hinausgetragen worden war, und aus dem nacheinander sein einziger Sohn und seine beiden Töchter gegangen waren, der eine dorthin, wo man Wunden zu schlagen und die anderen dorthin, wo man Wunden zu verbinden hatte.

Der Freiherr, durch die lange Schule und Laufbahn eines preußischen Offiziers unmerklich verleitet, Wortkargheit und Strenge als einen Schild vor die Güte menschlicher Natur zu stellen, hatte nach früher Verabschiedung und später Ehe erfahren müssen, daß es nicht leicht sei, mit fünfzig Jahren ein Kind an der Hand zu führen, weil in diesem Alter die laute Sorglosigkeit der Jugend schon ein Traum und die stille Weisheit des Greises noch ein zu Erwerbendes ist. Und da auf diese Weise seine Kinder immer etwas zu jung für ihn blieben, so wie er selbst für seine Kinder immer etwas zu alt blieb, hatte der Abschied zu Beginn des Krieges sich ohne sichtbare Schmerzen vollzogen, wenn auch unerkennbar geblieben war, was hinter dem Sichtbaren den Raum der Herzen erfüllte.

Auch enthielten die Briefe, die regelmäßig in vereinbarten Abständen gewechselt wurden, keine Aufhellung des Unsichtbaren, sondern den nüchternen Bericht des jeweiligen harten Geschehens, und die Frage nach Gesundheit, Ergehen oder Wohlbefinden wurde in gleichsam vorgeschriebener Formel angefügt, so lange, bis der Freiherr in drei mit gleicher Post abgehenden Briefen zum Ausdruck brachte, daß in einer für das Sein oder Nichtsein des Vaterlandes entscheidenden Zeit nicht gut von dem "Wohlbefinden" eines von ihnen gesprochen werden dürfe. Damit verschwand auch dieses von ferner Herzlichkeit angerührte Wort aus den Briefen, und es blieb bei der höflichen Frage nach Gesundheit oder Ergehen.

Der Vater

Erst im Herbst des ersten Jahres, als im Westen nach jenen entscheidenden Tagen an der Marne die fließende Glut des Krieges zum erstenmal zu erstarren begann, geschah es, daß der Freiherr in einem Brief seines Sohnes, fast unleserlich angefügt an den Bericht über den schweren und niederdrückenden Rückzug seines Regiments, den Satz entzifferte: "In diesen Stunden habe ich viel an Dich gedacht, mein lieber Vater."

Lange Zeit saß der Freiherr an seinem Schreibtisch, die Augen auf die verwischten Buchstaben dieser Worte gerichtet, indes eine tiefe Unruhe ihn zu erfüllen begann. Und als er zu erkennen vermeinte, daß die Unruhe nicht so sehr darin lag, daß seine eigene Person auf eine geheimnisvolle Weise in jenes ferne und blutige Geschehen gezogen wurde, wenn auch von einem Zwanzigjährigen, dem doch kein Recht dazu gegeben war, sondern vielmehr darin, daß entgegen Brauch und Sitte, ein kleines Wort zu der üblichen Formel gesetzt worden war, ein Wort, das bei aller Geringheit des Klanges ein ungeheures Besitzrecht auszusprechen schien, eben das Wort "mein": schwächte seine Unruhe sich in dieser Erkenntnis nicht, sondern wuchs und wuchs, bis sie den ganzen Umkreis des Lebens erfüllte, die Ernte der Felder wie die stille Abendstunde am Kamin. Denn ob nun Zärtlichkeit oder Verzagtheit dem Schreibenden die Hand geführt haben mochte, so war beides einem preußischen Offizier gleich unangemessen und gehörte zu dem mütterlichen Erbe, das der Freiherr mit Sorge und fast mit Zorn in dem zarten Kinde hatte wachsen sehen.

In jenen Tagen war es dem Freiherrn, trotz einem bedenklichen und von jedem Arzt pflichtgemäß bescheinigten Herzleiden, gelungen, seine Verwendung bei dem Kommando eines Gefangenenlagers zu erreichen, und bevor er diesen "Posten eines Krüppels" übernahm, wie er es mit Bitterkeit nannte, schien es ihm nötig, jene Briefstelle aus dem Leben des Geschlechtes auszulöschen, wie man einen Schild reinigt, bevor der Kampf beginnt.

Schrieb also am letzten Abend vor der Abreise die vorgeschriebenen drei Briefe, nüchtern und sachlich wie immer, und fügte zu dem Brief an den jungen Freiherrn eine Nachschrift, in der er zum Ausdruck brachte, daß in einem Kriege das Geschlecht seines Namens es immer so gehalten habe, daß die Gedanken der Waffentragenden sich wohl zu jeder Minute auf den kaiserlichen Herrn, das Vaterland und die Pflicht zu richten hätten, niemals

aber auf die Gestalt des Vaters, da diese vor der des Vaterlandes gänzlich unwichtig, ja verkleinernd dastehe und nur die Gefahr in sich trage, vor ein tapferes Auge den Schleier der Gefühle zu legen. Und wiewohl seine Hand mit den schon bläulichen Adern einen Augenblick zögerte, legte er doch den Federhalter zur Seite, streute Sand auf die noch flüssigen Buchstaben, schloß und siegelte die Briefe und blickte nun mit ruhigen Augen dem Kommenden entgegen.

Es wiederholte sich auch etwas Ähnliches nicht mehr in den nun folgenden Jahren, aber in der grauen Öde des Barackenlagers, innerhalb des vierfachen Stacheldrahtzaunes, als die Gesichter der Gefangenen von Tag zu Tag fahler, ihre Abendgesänge immer schwermütiger und die Kreuze mit den doppelten Balken immer zahlreicher wurden, widerfuhr es dem Freiherrn ab und zu, daß er in langen Regennächten das sorgsam geordnete Bündel der Briefe in die Hand nahm, die seit jenen Marnetagen zu ihm gekommen waren, und daß seine Augen über die verwischten Ränder suchend gingen, ob nicht ein heimliches Wort an die Berichte gefügt wäre, an die Tatsachen der Schlachten, der Trommelfeuer, der beiden Verwundungen, der Wiedergenesungen und der Wiederrückkehr in das düster flammende Land des Todes.

Und wenn etwas Derartiges nicht zu entdecken war, ja nicht einmal der geringste Ausdruck der Freude oder des Schmerzes, der Sorge oder Hoffnung, sondern nur das Protokoll gleichsam eines schaurig wechselnden Geschehens, so kehrten nach fruchtlosem Grübeln und Suchen die Augen des Freiherrn zu jener Briefstelle zurück, in der ein Träger seines Namens die ihm vorgeschriebene Haltung auf eine unentschuld bare aber fast zauberhaft verlockende Weise durchbrochen hatte.

Als der Freiherr zu Beginn des letzten Kriegsjahres, von den Ärzten gezwungen, das Lager verlassen und sich somit von dem letzten Spiegelbild des Krieges für immer abwenden mußte, hatte er weder Sohn noch Töchter in diesen Jahren wiedergesehen, weil er der Meinung war, daß ein Wiedersehen eine Sache des Friedens und nicht des Krieges sei. Er wurde zum Obersten befördert, empfing einen Orden und fand sich mit Mühe in das Leben

Der Vater

eines Gutsherrn zurück, dessen Saat und Ernte weder ihm noch dem Vaterland, sondern einer Unzahl von Kommissionen zu gehören schien, die mit auf geschlagenen Notizbüchern durch Felder, Ställe und Scheunen gingen.

Auch hatte alles nachbarliche Leben auf gehört. Auf den Gütern der Landschaft saßen Verwalter, Reklamierte oder neue Besitzer, in alle Gespräche war ein ihm fremder Ton gekommen, und mitunter stand er am Abend, wenn er, mühsam auf seinen Stock gestützt, von den Feldern heimgekehrt war, lange Zeit vor dem Steinwappen des Geschlechts über dem Portal und starrte grübelnd auf den springenden Hirsch unter dem Visierhelm, bis der alte Diener mit bekümmertem Gesicht den Kronleuchter in der Halle entzündete, aus dem die schlechten Lichte auf das dunkle Parkett tropften.

Der letzte Brief an den Freiherrn Erasmus kam an dem gleichen Nachmittag zurück, an dem die erste Drossel den besonnten Park mit ihrem Lied erfüllt hatte. Und da der Freiherr bis zum Untergang der Sonne auf der Bank unter den Douglastannen gesessen und nicht ohne Bewegung dieser Verheißung eines neuen Sommers gelauscht hatte, dämmerte es schon, als er vor seinem Schreibtisch die Posttasche öffnete, seine eigene Handschrift erkannte und auf der Rückseite des Briefes die beiden Wörter entzifferte: "Zurück. Vermißt."

Nein, das Herz war nicht mehr gut. Das Herz trieb das alte Blut nicht mehr durch den Körper, sondern in die Augen, denn es konnte doch wohl nicht sein, daß diese glatten Buchstaben, die Buchstaben eines Kompanieschreibers vermutlich, mit roter Tinte geschrieben waren. Rote Tinte gab es in den Schulstuben, aber nicht im Kriege, und erst als der Diener meldete, daß das Abendessen aufgetragen sei, vermochte der Freiherr zu erkennen, daß der Vermerk auf dem Brief keine andere Farbe hatte als die in jeder Schreibstube des Krieges wohl übliche.

Er nahm den Brief in die Hand und stützte sich wie immer auf seinen Stock. Aber bevor er die Schwelle der Tür überschritt, an deren Flügel der Diener wartete, blieb er stehen und blickte eine Weile in das alte Gesicht. Denn hinter diesem alten Gesicht mit seinen ernsten und bekümmerten Falten erblickte er plötzlich das abendliche Schneefeld in dem französischen Land und das große Abendrot über der zerstampften Erde und vor diesem feierlich und großartig schweigenden Himmel dieses selbe Gesicht, jung damals,

ganz jung, wie es sich zu dem vergessenen Leutnant Ägidius beugte und mit militärischer Wohlerzogenheit sagte: "Ich bitte, Herrn Leutnant zum Verbandplatz tragen zu dürfen." Und während der Freiherr noch grübelte, wie viele Jahre seit jenem Januar des Jahres 1871 vergangen sein mochten und ob es nicht wohlthäte, dieses schweigende Gesicht zu fragen, was denn wohl das Wort "vermißt" bedeute, ob es "gefangen" hieße, oder "verschüttet", oder "tot", ob es ein Wort der Ehre oder der Unehre sei: währenddes richtete sich der alte Diener, auf so ungewohnte Weise betrachtet, aus seiner ein wenig müden und vertraulichen Haltung auf, nahm kaum hörbar die Absätze zusammen und stand nun wie ein Soldat beim Appell, bereit, gewählt oder verworfen zu werden.

Und nun war es wohl so, daß diese fast unmerkliche soldatische Bewegung den Freiherrn daran erinnerte, daß die Schlachtfelder dieses Krieges nicht nur hinter Deutschlands Grenzen lagen, sondern bis in den Bezirk jedes Hauses reichten, und daß Offiziere wie Edelleute nicht nur dazu da seien, ein Beispiel des Sterbens zu geben, sondern auch ein Beispiel der Trauer, damit dem einfachen Mann in der Bedrückung der Zeit der Sinn des Opfers groß und unverstellt erhalten bleibe.

"Geh zu den Leuten, Friedrich", sagte der Freiherr also, "und sage ihnen, daß der junge Baron gefallen ist ... daß man aber die Leiche nicht gefunden hat."

Und es mußte in seinen Worten wohl ein Klang aus sehr weit zurückliegenden Jahren gewesen sein, weil der Diener, wenn auch mit erblaßtem Gesicht, sich noch höher aufrichtete und "Zu Befehl, Herr Oberst!" sagte. Und erst viel später fiel dem Freiherrn ein, daß dem Diener sonst vorgeschrieben war, ihn "Herr Baron" zu nennen.

Nachher, vor dem Kaminfeuer, als der Wind um das schweigende Haus ging, wäre es erlaubt gewesen, die Stirn zu senken und das Verlorene zu ermessen. Aber dazu hätte der Freiherr wissen müssen, was nun eigentlich verloren sei, ob das Leben oder die Freiheit, oder ... ja, die Ehre dazu. "Gefallen", das blieb ein stolzes Wort, und wenn es auch das Ende eines jungen Lebens bedeutete, und mit ihm das Ende eines Geschlechts sich verband, der

Der Vater

Sprung durch ein steinernes Wappen über einem grauen Portal: doch blieb es ein stolzes Wort, eingehend in die Ewigkeit. Denn Ewigkeit war da, wo ein Geschlecht seine Jahrhunderte mit dem letzten Blut bezahlte.

Aber "vermißt" war gar kein adliges Wort. Es war ein Wort der Polizeiberichte. Und nicht nur der Menschen, sondern auch der Sachen. Vermißtes blieb verschollen - und ein abenteuerlicher, entwürdigender Klang haftete daran - oder es wurde wiedergefunden. Aber ein Makel blieb auch am Gefundenen, ein Auftauchen aus dem Dunkeln, ein blind gewordener Glanz, eine Zerstörung des Unversehrten.

Der Freiherr stand auf und hob den Blick zu den Ahnenbildern an den dunklen Wänden. Zuerst zu dem, das in einer berühmten Liederhandschrift des Mittelalters den Namen eines Dichters trug, kindlich in Zeichnung und Farbe, aber schon mit dem springenden Hirsch unter dem geschlossenen Helm, und zuletzt zu dem im grauen Kleid, unfertig noch in den Zügen, aber geadelt und geheiligt gleichsam durch den grauen Stahl, der hart und schmucklos bis zu den Augen reichte. Und während die Blicke des Freiherrn zwischen diesen beiden Bildern hin- und hergingen, über die unsichtbaren Jahrhunderte hinweg, von dem Turnierkleid verschollener Höfe bis zu dem grauen Totenkleid des Niemandlandes, erkannte er plötzlich, daß dieser ungeheure Bogen der Zeit sich auf ihn, den Betrachtenden, als auf den letzten tragenden Pfeiler senkte. Daß er bis an sein kühles Mark erbebt unter der Last dieses ganzen Geschlechts. Daß alle Verse durch ihn rauschten, die einmal die erkalteten Lippen der Vorfahren durchglüht hatten, aller Ruhm und alle Gewalttat. Und daß alles Blut ihn durchrann, das sie gewonnen und verloren hatten. Daß er der letzte Bewahrer eines ungeheuren Erbes war, unsäglich alt und unsäglich einsam.

Nun hatte er die Stirn tief gesenkt vor dem ersterbenden Feuer. Nun schien es ihm für eine kurze Weile gleich, ob vermißt oder gefallen. Nun hatte auch er seinen Zoll zu bezahlen, und es machte keinen Unterschied, ob der Verschollene oder der Tote ihn empfing. Hier, an der Schwelle des biblischen Alters, wo nach dem Wortlaut des Psalmisten das Leben köstlich gewesen sein sollte, blieb dem Freiherrn nichts, als in die ersterbenden Flammen zu blicken und hinter ihnen die verdunkelte Erde zu sehen, die sich hinausspannte von der Parkmauer seines Hauses, unter Wäldern und Straßen und

Brücken immer weiter nach Westen hinaus, bis die Mündungsfeuer sie rötlich erhellten oder die fallenden Leuchtkugeln sie flackernd beglänzten. Und dort, irgendwo in der kaum zu begreifenden Ferne, dort war das dunkle Wort zu Hause, das eine fremde Hand auf den Brief gesetzt hatte, vielleicht ein Wort der Ehre, vielleicht ein Wort der Unehre, sicherlich aber ein Wort der Niemalswiederkehr.

Der Freiherr sah sich um, aber es war niemand hereingekommen. Nur die Vorhänge der hohen Fenster wehten leise im nächtlichen Wind, und der Widerschein der letzten Glut ging rötlich über die Gesichter zwischen den goldenen Rahmen. Er war ganz allein, der Freiherr, der Letzte aus der Tafelrunde, die Nachhut gleichsam hinter einem versunkenen Heer, und er wußte gut genug, was einer Nachhut zukam. Noch einmal stand er aufrecht und gerade vor den schweigend Versammelten, hob das Glas zu ihnen auf, neigte sich leicht vor dem letzten Bild der Reihe und trank das Gedächtnis des ganzen Geschlechtes. Dann ging er in sein Schlafzimmer, entkleidete sich und lag auf dem harten Lager, die Füße ausgestreckt, die Hände über der Brust gefaltet, indes der Wunsch von ihm Besitz ergriff, man möchte ihn in der Frühe so hinaustragen können, ohne daß man Haltung und Gebärde an ihm zu ändern brauchte.

Nun wäre es dem Freiherrn ein leichtes gewesen, mit Hilfe seiner Freundschaften in der Obersten Heeresleitung und im Kriegsministerium alles über das Schicksal des Vermißten zu erfahren, was in Menschenhand lag. Doch schien es ihm ungehörig, dem Los der einzelnen eine solche Bedeutung zumessen zu lassen, und auch eine Anfrage beim Regimentskommandeur verschob er als eine hastige Aufdringlichkeit aus demselben Grunde. Ging also noch langsamer und aufrechter als sonst über die Felder, durch die die Pflüge ihre ersten Furchen zogen, empfing alle Beileidsworte mit unbewegtem Gesicht und konnte nur ab und zu, an dem Redenden vorbei in die Ferne blickend, äußern, daß der Landmann ja wohl nicht um die Saat zu weinen pflege, die er für eine kommende Ernte in die Erde werfe. So daß mit einer leisen Scheu in der Landschaft von ihm gesprochen wurde, als dem Muster eines Soldaten und Edelmannes, wozu die Jüngeren, in diesem letzten Kriegsjahr, bereits auf eine mitleidige und überhebliche Weise zu lächeln pflegten.

Der Vater

Noch aber waren nicht zwei Wochen vergangen, als, gleichsam von jenseits des Todes, noch einmal die Stimme des jungen Freiherrn bis an das stille Haus im Park kam, indem nämlich die Post ein vielfach verschnürtes und versiegeltes Päckchen ablieferte, das ein schmales, biegsam gebundenes Heft enthielt, und dazu den Brief eines Oberleutnants der Artillerie, in dem er auf eine zurückhaltende und sehr achtungsvolle Weise mitteilte, daß ihn mit dem Freiherrn Erasmus eine sehr nahe Freundschaft verbunden habe. Daß dieser vor der letzten Unternehmung des Regiments ihm sein Tagebuch übergeben habe, mit der Bitte, es für ihn zu bewahren, und daß er nun, da der Freiherr von dem Unternehmen nicht zurückgekehrt sei und für diesen Fall keine Anweisung hinterlassen habe, es für seine Pflicht halte, das versiegelte Buch in unversehrtem Zustande an den Vater zu übermitteln, um so mehr, als von einer kommenden Offensive die Rede sei und er dieses letzte Vermächtnis in die treuesten Hände zu legen wünsche. Er hatte hinzugefügt, daß man den Freiherrn Erasmus zuletzt mit einer kleinen Gruppe im Kampf gegen eine zahlreiche Übermacht gesehen habe und daß somit sein Schicksal wie das seiner Gefährten völlig im Dunkeln geblieben sei. Am Rand des Briefes war dann noch einmal besonders vermerkt, daß das Siegel, wie aus dem Wappen hervorgehe, von dem Freiherrn Erasmus stamme, und um eine ausdrückliche Bestätigung gebeten, ob es in unverletztem Zustand in die Hände des Empfängers gelangt sei.

Diese Bestätigung schrieb der Freiherr Ägidius sofort und fügte auch hinzu, was er dem Freunde seines Sohnes schuldig zu sein glaubte. Das versiegelte Heft aber hielt er lange in der Hand, die Augen auf das Wappen gerichtet, durch dessen bläulichen Schild ein feiner, kaum merklicher Sprung lief.

Auch am Abend noch war das Siegel unversehrt. Ein Testament, hinter dem ein Lebender wie ein Toter stehen konnte. Und als der Freiherr zu Beginn der Nacht, unter den Augen seines ganzen Geschlechts gleichsam, das Messer an die graue Schnur legte, war ihm wohl bewußt, daß er damit den Freiherrn Erasmus unter die Toten stellte. Denn des Lebenden Tagebuch zu lesen, hatte niemand ein Recht als jener Lebende allein. Erst der Tote kehrte heim in die Reihe der Vorfahren, nicht ein einzelner mit einem einzelnen Recht und einem einzelnen Grabe, sondern ein Verpflichteter all derer, die von den Wänden blickten, und für sie alle hatte der Freiherr Ägidius, als der Letzte des Stammes, das Siegel zu brechen. Wenn jener wiederkehrte, so

geschah es nur aus der Gefangenschaft, und der Makel des verschollen Gewesenen trennte ihn nach des Freiherrn Meinung von der Gemeinschaft aller Adligen. Mit dem Schnitt durch die graue Schnur aber war der Leutnant Erasmus eingereiht in das adlige Heer der Toten, makellos und unsterblich, und sein Vermächtnis gehörte allen denen, deren Blut er getragen hatte, und dem Freiherrn Ägidius war es bestimmt, siebzigjährig und an der Schwelle des Todes dieses Vermächtnis zu enthüllen und in das Grab zu nehmen, zu dessen Häupten das zerbrochene Wappen stehen würde.

Aber schon, nachdem er die ersten Blätter gelesen hatte, die in der zarten und fast weiblichen Handschrift des Toten bis an den Rand beschrieben waren, begannen seine immer beherrschten Hände leise zu zittern, und er erkannte, daß in der Gruft der Toten die Schritte des Lebenden auf eine schauerliche Weise widerhallen. Es enthielten diese Tagebuchblätter nämlich nicht das geringste von dem Aufbruch jener großen Zeit, von der Atemlosigkeit des ersten Geschehens oder der Todesseligkeit jener jungen Regimenter, die sich zum Opfertisch eines feurigen Gottes drängten. Was an Tatsachen vermerkt war, mußte sich mit einer Randzeile begnügen, einem Datum, einer Ortschaft, einer Zahl, die die Toten der Kompanie anführte. Aber was sich leidenschaftlich und auf eine fast entäußerte Weise, stammelnd und in zerbrochenen Fragmenten kundtat in diesen Blättern, das war das verzweifelte und noch ganz weglose Ringen eines ganz und gar einsamen Menschen um die Erkenntnis zweier das Ganze düster beschattenden Gestalten: die fremde des Todes und die noch fremdere des Vaters.

Und wenn der Freiherr Ägidius auch mit einem ratlosen und dann sich immer mehr zuschließenden Gesicht über jene erste Gestalt hinwegzulesen sich bemühte, so stand doch die zweite als ein furchtbares Spiegelbild immer drohender vor ihm auf, bis sie die Hände um sein schmerzendes Haupt gepreßt hatte und um Antwort schrie, ja mit einer furchtbaren, aus unendlicher Ferne herkommenden Stimme zu wissen verlangte, wo der Vater dieses Toten sei.

"Mein lieber Vater", hatte der Freiherr Erasmus geschrieben, "ich weiß nun, daß es süßer ist, in der Liebe eines einzigen Menschen zu ruhn als in der Liebe Gottes oder des Vaterlandes. Es mag das andere wohl größer und eines Kriegers würdiger sein, aber für mich wäre es wohl süßer gewesen,

Der Vater

aus der Liebe in den frühen Tod zu gehen statt aus der Pflicht. Ich bin als ein Geschlagener hierhergekommen, der seine Schlacht schon vor ihrem Beginn verloren hatte, denn ich habe um Deine Liebe gekämpft und Du hast mir den Sieg nicht gegeben. So bin ich müde vor der Zeit, und was ich tue oder lasse, geschieht nicht im Segen, sondern in der Furcht vor Deinem harten Gericht. Möchte mir Gott verleihen, daß ich allezeit vor ihm bestehe, aber ich weiß es nicht ... nein, mein lieber Vater, ich weiß es nicht..."

Und nach einigen Seiten war folgendes verzeichnet: "Bin angehalten worden, nicht an die Gestalt des Vaters zu denken, sondern an Pflicht und Vaterland. Damit nicht der Schleier des Gefühls vor mein tapferes Auge gelegt werde. Er weiß nicht, daß ohne Vater kein Vaterland. Daß die Väter uns tragen und nicht ihr Land. Hat mich fallen lassen und verworfen, und so muß ich bitten, daß der andere mich trage, der Dunkle, den sie Tod nennen. Er wird mich nicht verwerfen, denn es hungert ihn nach vielen Söhnen ..."

Der Wind geht um das schlafende Haus. Die Vorhänge wehen, und eine Weinranke tastet am Fenster hin und her. Aber der Freiherr dreht sich nicht mehr um. Niemand wird kommen, denn die Verstoßenen klopfen nicht mehr an. Und wenn sie es täten, er wäre es ja nicht allein, vor den sie treten würden. Da sind doch die anderen, die vielen an den Wänden. Nicht er hat verworfen, sondern sie alle, denen er unterworfen ist. Es ist wohl so, daß die Jugend nur von sich weiß und nicht vom Geschlecht, aber das Geschlecht kennt nicht Vater und Sohn. Das Geschlecht kennt nur Namen und Schild. Er ist angeklagt, der Freiherr Ägidius, aber noch hat der Blick des Richters ihn nicht gebeugt. Er bebt unter ihm, er leugnet es nicht. "Fünfzig Jahre", sagt der Richter, "fünfzig Jahre sind viel zwischen Vater und Sohn ..." Das ist ein hartes Wort des Richters, und die Schalen der Waage erzittern unter diesem Wort, aber noch immer ist nicht zu wissen, in welche Schale die fünfzig Jahre geworfen werden, ob in die des Vaters oder die des Sohnes.

Aber dann - es ist schon ein grauer Schein über dem Park - kommt der Freiherr an die Stelle, wo die Schale der Waage stürzt. Und mit ihr stürzt das Geschlecht, die Bilder an den Wänden, hinauf bis zudem, das die Harfe und die Turnierlanze zeigt, und zuletzt er selbst, der Freiherr Ägidius, siebzigjährig, mit den vier Sternen auf seinen ungebeugten Schultern.

Es ist die Stelle, wo, im vierten Kriegsjahr, der Freiherr Erasmus bekennt, daß er vom Abend bis zum Morgen in einem Granattrichter gelegen habe, weit hinter seiner Kompanie und der rotglühenden Wand, die der Tod aufgerichtet hatte zwischen ihnen beiden. Daß er sie habe gehen lassen, in die Wand hinein und durch sie hindurch. Er aber sei zurückgeblieben, und am Morgen, als ein verirrter Splitter ihn getroffen habe, sei er auf das freie Feld gekrochen, und dort habe man ihn gefunden als einen, den das Sperrfeuer im Vormarsch niedergeschlagen habe.

Es war nichts hinzugesetzt, weder Erklärung noch Rechtfertigung. Nur am Ende der Seite nach einem freigelassenen Raum, stand in vielfach verwischter, kleiner Schrift: "Gott helfe uns!"

Aber wen dieses letzte Wort auch immer umfassen mochte nach der Meinung des Schreibenden, den Freiherrn Ägidius umfaßte es nicht. Er stand auf, als die Vögel unter der aufgehenden Sonne riefen, und Gott hatte nicht vermocht, ihm zu helfen. Er öffnete die Fenster des verdunkelten Raumes und hielt sich mit beiden Händen an dem taunassen Holz, denn das rote Licht der Frühe und der Geruch der Erde stürzten sich mit unvermuteter Gewalt auf seine Wehrlosigkeit. Aber je länger er dort stand, indes der frühe Wind sein weißes Haar bewegte, desto tiefer begann er zu begreifen, daß Menschenhand wohl nicht imstande sei, auch nur das Geringste dieser Erde nach Gesetzen zu lenken, weder den Ruf jenes Vogels, der sein Lied zu ihm aufhob, noch den Gang des Windes, der sein Haar berührte, noch das Leben oder Sterben eines Menschen, der seines Blutes war. Und wenn jener gefehlt hatte, auf eine schändende Weise gefehlt, so doch nur deshalb, weil ein anderes Gesetz stärker gewesen war als das Gesetz des Geschlechtes. Nicht jenen hatte der Krieg geschlagen, sondern das Geschlecht, und so war auch das letzte Wort jener Seite falsch, weil es heißen mußte: "Gott helfe euch!"

Und der Freiherr Ägidius ging aus dem noch schlafenden Haus, durch den taunassen Park, bis zu der Erbgruft seines Hauses. Dort öffnete er das Tor, trat in die kühle und tief dämmernde Halle, wo die Särge seiner Vorfahren standen, kniete im Angesicht ihrer aller nieder und betete mit kurzen und ungeschickten Worten um den Tod seines Sohnes.

Der Vater

Dann begann er den neuen Tag wie jeden ändern, aber am Abend erzählte der älteste Gespannführer vor der Scheune, daß vor ein paar Tagen am Winterrogenschlag eine Lerche über dem Freiherrn in der Luft gestanden sei, wohl eine Stunde lang. Daß der Freiherr hinaufgeblickt und den Kopf geschüttelt habe, aber daß sie immer auf- und abgestiegen sei über seinem Haupte und daß es wie ein Wunder gewesen sei. Und man werde wohl sehen, daß dies etwas zu bedeuten habe.

Als dann nach wenigen Tagen das Telegramm des Regiments ankam, in dem mitgeteilt wurde, daß der Freiherr Erasmus mit einem Teil seiner Leute zurückgekehrt sei und wegen besonderer Verdienste einen längeren Urlaub erhalten habe, verbreitete sich diese Nachricht nicht von dem Gutshause aus, sondern von dem Postamt, das die vielen Punkte und Striche des Wunders aufgenommen hatte. Und während der Gespannführer nicht müde wurde, mit einem leuchtenden Gesicht das Ereignis mit der Lerche an allen Orten zu wiederholen, saß der Freiherr Ägidius auf der dem Gutshof abgewendeten Terrasse, die Hände um den Griff seines Stockes gefaltet, vermied den Hof, die Ställe, die Felder und starrte Stunde auf Stunde in den besonnenen Park hinaus, wo aus den dunklen Fichten der graue Giebel des Erbbergnisses ragte. Und nachdem er angeordnet hatte, daß der Wagen täglich zu dem einzigen Fernzug der Landschaft geschickt würde und daß die Zimmer des Heimkehrenden gerichtet würden, schien ihm nichts anderes übrigzubleiben als das Schicksal zu erwarten, das gegen sein Gebet entschieden hatte, und von dem er nicht im geringsten wußte, wie er ihm begegnen sollte.

Der Freiherr Erasmus kam am Abend an, eine schmale weiße Binde um die Stirn, und seine alte Kinderfrau weinte laut auf, als sie am Fuß der Treppe in sein Gesicht sah. Aber er schüttelte nur leise den Kopf, ohne sie anzusehen und stieg langsam die Stufen hinauf, auf deren Höhe der Freiherr Ägidius stand, in seiner Uniform mit allen Orden, die Hände auf seinen Stock gestützt.

Es kam allen Versammelten wohl seltsam vor, daß der junge Freiherr in musterhafter Haltung eine militärische Meldung zu machen schien, aber dann umarmten Vater und Sohn einander, und als dieser sich nun umwandte und mit einer fast bescheidenen Handbewegung alle Wartenden begrüßte,

indem ein trauriges Lächeln sich um seine schmalen Lippen legte, erwiderten sie fast nur mit den Augen seinen stummen Gruß und gingen dann in einem leise bedrückten Schweigen auseinander. Und es war ihnen allen, als hätte das Bild eines Krieges sie angesehen, von dem sie nichts gewußt hatten, obwohl sie alle doch nun fast vier Jahre lang unter seinem Schatten lebten.

An dem runden Tisch, vor den hohen nach dem Park geöffneten Fenstern, berichtete der Heimgekehrte mit stillen Worten die Geschichte seiner Gefangenschaft und Flucht, indes der alte Diener mit unsicheren Händen die Speisen auftrug. Sie seien von einer großen Übermacht eingeschlossen worden und hätten sich bis zur letzten Patrone gewehrt, wobei er von hinten mit einem Gewehrkolben niedergeschlagen worden sei. In einem Waldlager hätten sie dann Gräben auswerfen müssen, weil die deutsche Front erbittert nachgedrängt und niemand Zeit zum Abtransport der Gefangenen gehabt habe. Von dort auch seien sie auf seine Veranlassung bei einem Feuerüberfall geflohen, hätten eine versprengte Gruppe überwältigt, sich ihrer Waffen bemächtigt und sich dann in einer Reihe erbitterter Einzelkämpfe viele Tage und Nächte lang zur deutschen Front zurückgeschlagen, wobei sie dem Feind manchen Schaden zugefügt hätten und manche Störung hinter seinem Frontabschnitt ihnen gelungen sei.

Während dieses Berichtes und auch bei der Beantwortung der wenigen eingeworfenen Fragen war das Gesicht des jungen Freiherrn nicht etwa von Stolz oder der Glut der Erinnerung erleuchtet, sondern behielt seine ferne und abwesende Trauer, als sei dies alles, was er da erzählte, der ihm aufgetragene Bericht eines Fremden, indes seine eigene Seele, weit von diesem Belanglosen entfernt, unaufhörlich und ungehindert fortfahre, sich um ein Rätsel zu mühen, das von diesem allen durch einen unendlichen Raum geschieden sei.

Es sei also, sagte der Freiherr Ägidius nach langem Schweigen, ihm seine Gefangenschaft, so kurz sie auch gewesen sei, vom Regiment anscheinend zur Ehre angerechnet worden?

Die Gefangenschaft, erwiderte der Gefragte, gelte unter solchen Umständen als ein Schicksal wie die Verwundung oder der Tod, und angerechnet werde nur, wie auch sonst, was man aus ihr mache. Es habe der Krieg wohl die Ein-

Der Vater

fachheit vergangener Zeiten verloren, und es werde mit anderen Maßstäben gemessen als etwa noch vor fünfzig Jahren. Und auch der Tod, setzte er mit leiser Stimme hinzu, messe anders als früher ... ja ... nicht nur der Menge nach.

Darauf schwieg er wieder und hob nur von Zeit zu Zeit einen seltsam fragenden Blick zu dem Freiherrn auf, doch war dessen Gesicht auf die alte Weise zugeschlossen und fern, und nur mitunter wandte ersieh, als sei noch ein anderer am Tisch, ein Unsichtbarer, auf den eine gehorsame wenn auch verstoßene Rücksicht zu nehmen sei.

Dann gingen sie in das Kaminzimmer, und der Sohn wurde genötigt, zuerst über die Schwelle zu treten. Der Vater aber blieb hinter ihm in der geöffneten Tür, sah, wie er den Blick einmal über die Ahnenbilder gehen ließ, bis zu seinem Spiegelbild, das unter dem grauen Helm ihm entgegensah, wie die Bilder aber nicht von den Wänden stürzten, die Lichter auf dem Kaminsims nicht erloschen, wohl aber in dem Gesicht des jungen Freiherrn sich etwas veränderte.

Und dann geschah etwas Seltsames, indem er sich nämlich zu seinem Vater zurückwendete, mit einer müden Handbewegung nach den Wänden deutete und leise sagte: "Die Alliierten ..."

Es war gut, daß der Freiherr Ägidius einen Stock hatte, auf den er sich stützen konnte, und mit einem fast jenseitigen Gesicht sah er, wie dieses Wort, mit der Geringheit seines Klanges, doch mit einemmal die Ordnung des Lebens umkehrte und ihn zu den Toten stellte, in die Reihe der aus dem Jenseits drohenden Richter des Geschlechts, indes jener in einer schauerlichen Einsamkeit hinter den Schranken stand, ohne Verteidiger und Gefährten, und nur das Gezeichnete seines Gesichtes hatte er aufzuheben gegen die Anklage der Toten.

"Du bist Edelmann wie ich", begann der Freiherr Ägidius nach langem Schweigen vor dem Feuer. "Du bist Offizier wie ich und ein Soldat der Front, wie auch ich es vor fünfzig Jahren war. Wie kommt es, daß es das gleiche und doch etwas anderes ist?"

Wieder sah ihn Erasmus an, als erwarte er noch etwas anderes. "Wir sind zu weit fortgegangen", erwiderte er dann leise. "Man hat uns gehen lassen, als gingen wir nach Frankreich oder Rußland oder ans Meer, aber wir sind viel weiter fortgegangen ... auf einen ändern Stern ... man hat hier nicht erkannt, wohin man uns geschickt hat... ich wollte nicht kommen, aber der Kommandeur befahl es mir ..."

"Warst du nicht zu Hause hier?"

"Wir haben kein Zuhause mehr, Vater ... wir haben dort gemietet, beim Tode, und der Vertrag läuft noch, immerzu ..."

Er sei der Meinung gewesen, erwiderte der Freiherr Ägidius nach einer langen Pause, daß ein Offizier nur einen Vertrag zu schließen habe, den mit der Pflicht, und daß sein Bedroher nicht der Tod sei, sondern die Feigheit etwa oder die Lüge oder der Ungehorsam.

Das Glas des jungen Freiherrn klirrte ein wenig beim Niedersetzen, aber dann sah er seinen Vater an. "Ich möchte dich bitten, mir etwas zu sagen. Glaubst du, daß von allen diesen" - und er hob noch einmal die Hand zu den Bildern der Vorfahren - "niemand jemals eine Lüge ausgesprochen hat?"

"Ich habe es zu glauben", erwiderte der Freiherr, "und wenn es nicht so wäre, wenn vergangene Zeiten ein anderes Gesetz gehabt haben sollten, so sind wir dazu da, es gutzumachen und zuviel zu zahlen, wenn jene zuwenig gezahlt haben sollten."

Es war, als hätte der Freiherr Erasmus vergessen, daß er vor dem Kaminfeuer saß, denn er hob die rechte Hand, als wollte er sie an den Helm legen, und ließ sie dann wieder sinken.

"Erlaube, daß ich dir etwas erzähle", sagte er dann, und als der Freiherr die Hand mit einer fast angstvollen Gebärde hob, lächelte er nur schmerzlich und begütigend. "Ich hatte einen Freund dort draußen, er lebt nicht mehr. Er war ein Offizier meiner Kompanie. Wir sprachen nicht viel miteinander, wir sahen uns nur mitunter an, bei Besichtigungen, beim Trommelfeuer, vor einem Angriff, und wir verstanden uns dann, ohne etwas zu sagen. Er war ein sehr tapferer Offizier, aber er brauchte viel Zeit zu seiner Tapferkeit, jedesmal. Und einmal, als wir im Graben standen, vor einer großen Patrouille, und auf unsre Uhren sahen, sprach er es aus. „Sie wundern sich vielleicht, Eras-

Der Vater

mus', sagte er, 'und es ist ja eigentlich auch nicht Angst, obwohl das natürlich wäre, aber es ist so, daß ich zuviel mitzuschleppen habe, jedesmal wenn ich aufstehe und dort hinein soll, in das Unbekannte. Ein Soldat soll nichts zu tragen haben als sich selbst, und der einfache Mann tut es ja auch. Die Jungen wenigstens. Aber ich, sehen Sie, ich hebe jedesmal alle meine Vorfahren auf, wenn ich aufstehe, und es sind sehr viele. Und am schwersten ist mein Vater. Sie sitzen dort ganz sicher auf meinem Rücken und sehen zu, wie ich es mache, und wenn ich mich ein bißchen ausruhen will, dann sind sie nicht zufrieden. Die Pflicht erlaubt es nicht, sagen sie. Sehen Sie, Erasmus, dieses ist es: man hat gedacht, die Pflicht sei größer als die Liebe, aber das ist nicht wahr. Mit der Liebe steht es sich leichter auf als mit der Pflicht, und ich würde nicht so viel Zeit brauchen, um aus dem Graben herauszukommen. Mein Bursche, sehen Sie, hat mir gestern etwas Merkwürdiges erzählt. Wie er von seiner Mutter Abschied genommen hat. Sie ist eine Bergmannswitwe, und er das einzige Kind. 'Lieber Sohn', hat sie auf dem Bahnsteig gesagt, 'wenn du mir Ehre machst, werde ich stolz auf dich sein, und wenn du mir Unehre machst, werde ich immer deine Mutter bleiben.' Sehr merkwürdig, Erasmus, nicht wahr? Und Sie werden nie erleben, daß er ihr Unehre macht, aber wie leicht er aufsteht und dorthin geht, das können Sie jeden Tag erleben ...! Ja, und dann war die Uhr soweit, und wir stiegen aus dem Graben. Er war wieder der letzte, und als ich mich noch einmal umdrehte vor der roten Wand, denn es gab Sperrfeuer, hob er nur die Hand und lächelte. Auch als er dann tot war, lächelte er noch immer ... es saß nun wohl niemand mehr auf seinen Schultern ..."

Der Freiherr Ägidius hatte die Stirn in die Hand gestützt und starrte auf den niedrigen Tisch, der zwischen ihnen stand. Aus einer weiten Ferne kam diese leise Stimme, und auch was sie erzählte, war aus einer ändern Welt. Ausgewandert waren sie, diese Söhne des Vaterlandes, nach einer Erde, die sie verschlang, und was sie herüberriefen, über einen glühenden Abgrund hinweg, war wohl noch die gleiche Muttersprache, aber der Sinn ihrer Worte hatte sich ganz und gar gewandelt. Leben, Liebe, Tod ... das war alles anders und auch sie selbst waren nur wie Boten, die ihrer Botschaft gehörten und kein Zuhause mehr hatten.

Er sah die Hand seines Sohnes auf der dunklen Platte des Tisches vor sich, eine schmale und bräunliche Hand mit einem matten Glanz der Haut, als leuchte sie von innen heraus. Und plötzlich war ihm, als sei diese Hand das einzige, was noch da sei, warm und lebendig, zu greifen und zu halten, und als sei schon das graue Kleid, das ihr Gelenk umschloß, nicht mehr diesem Raum angehörig, sondern nur ein herüberwinkendes Zeichen aus jener ändern Welt. Einer Welt, die keinen Zutritt hatte für seinesgleichen, sondern die sich zuschloß, schweigend und in tödlichem Ernst, allein sich bewahrend für jene nachfolgenden Geschlechter, die in vier Jahren jenes Mietrecht erworben hatten, von dem vorher die Rede gewesen war, das Mietrecht am Tode.

Und mit einer scheuen, fast demütigen Bewegung legte er seine Greisenhand auf die bräunliche, schmale Hand des Sohnes, die einmal aufzuckte unter der unvermuteten Gebärde und dann ruhig lag, als füge sich auch dieses schweigend ein in den großen Kreis ihrer Erfahrung.

"Ich habe dich zu den Toten gerechnet", sagte der Freiherr Ägidius leise, "das mußt du mir verzeihen... du siehst, daß wir nicht alles verstehen, weil wir zu alt sind. Und auch das Wort verstand ich nicht ... vermißt ... und die Toten, Erasmus, die wiederkehren ... genug ... aber die Pflicht, Erasmus ... was du da von deinem Freunde sagtest ... vielleicht ist auch die Liebe verschlungen in die Pflicht, wie der Sieg verschlungen ist in den Tod ... in der Bibel steht es wohl so ..."

Er zog die Hand leise zurück und hob sie zu den Kerzen auf, um einen gekrümmten Docht wieder aufzurichten.

"Noch etwas, Vater", sagte der Freiherr Erasmus und sah in das Licht. "Es ist ein Tagebuch an dich geschickt worden ... mein Tagebuch ... auch dort hielt man mich für tot..."

Die Kerzen tropften nicht mehr, sondern brannten, mit hohen und stillen Flammen. Sie sahen beide in das siebenfache Licht.

Das Siegel, sagte der Freiherr, sei unbeschädigt gewesen, ein bläuliches Siegel mit ihrem Wappen, und so auch, unversehrt, habe er es ins Feuer gelegt, weil er geglaubt habe, den Willen eines Toten damit zu erfüllen.

Der Vater

Nun, zum erstenmal an diesem Abend, kehrten die Augen des Freiherrn Erasmus aus jener verhüllten Ferne zurück und blickten in die Augen des Vaters, als sei er nun erst wiedergekehrt und nehme das Recht des Lebendigen in Anspruch.

Es lag wohl etwas Unausweichliches in diesem Blick, denn der Freiherr Ägidius, sich aufrichtend, sagte nicht ohne Strenge, es sei in ihrer Familie so gehalten worden, daß eine Aussage nicht wiederholt zu werden brauchte.

Und darauf, als das Feuer niedergebrannt war, standen sie auf. Bevor sie über die Schwelle gingen, drehte der Freiherr Erasmus sich um und blickte noch einmal über die Reihe der sich verdunkelnden Gesichter an der Wand. Es war, als wollte er noch etwas sagen, öffentlich gleichsam, unter den Augen seiner Vorfahren, aber bevor er die Lippen öffnen konnte, legte ihm der alte Freiherr den Arm um die schmalen Schultern und küßte ihn auf die Stirn. "Mein lieber Sohn ...", sagte er leise.

Dann ging er zuerst durch die geöffnete Tür.